

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 8 (1904)

Artikel: Das Walliser Volk
Autor: Platzhoff-Lejeune, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574640>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Walliser Volk.

Mit sieben Abbildungen.

Nachdruck verboten.

I.

Wer zum ersten Mal vom Genfersee her das Rhonetal hinaufkommt und über die malerische Brücke durch den dunkeln Tunnel in den Bahnhof von St. Maurice einfährt, der hat die lebendige Empfindung, daß er in ein anderes Land eintritt. Der schmucke Landjäger dort beim Wartsaal in seiner Sonntagsuniform, die zweifellos die bunteste und imposanteste der Schweiz ist, die Bauern am Tisch in ihren kaffeebraunen, groben, selbstgewebenen Tuckkleidern, mit ihren dunkeln Augen, den langen Bärten, den finstern, braunen Gesichtern, dem unverständlichen Dialekt — das alles sticht so ab von dem jovialen, menschenfreundlichen Lächeln des westlichen und gemüthlichen Waadtländer Bauern, seiner Wohlhabenheit und seinem gefälligen Entgegenkommen, daß man sich fragt, wie es möglich sei, solche Gegensätze in unmittelbarer Nachbarschaft beieinander zu finden. Geschichte und Natur erklären das Rätsel. Das katholische Wallis hat zweifellos eine der interessantesten Geschichten der Eidgenossenschaft. Wenn seine Historiker statt trockener Tatsachenaufzählung und philologischer Detailforschung uns einmal eine Kultur- und Sittengeschichte im umfänglichsten Sinn des Wortes bescheren, wird man erst recht erkennen, wie reich und bewegt, wie dramatisch und heroisch die Vergangenheit dieses Volkes im Volk ist.

Aber mehr noch fast als Geschichte und Konfession hat die Natur den Walliser zu dem gemacht, was er ist. Im Kampf mit ihr hat er seine guten und schlechten Eigenschaften zur Reife gebracht, in unaufhörlichem Ringen mit ihren Gewalten ist er der schweigsame und gewaltige Arbeiter, der zähe und hartnäckige Verteidiger uralter Sitten, der gegen Fortschritt und Bildung mißtrauische Herr seiner kleinen Scholle geworden und geblieben. An Flächeninhalt ist das Wallis nur von Graubünden und Bern, an relativer Bevölkerungsarmut nur von Graubünden und Schwyz übertroffen. An konfessioneller Einheit steht es unerreicht da: 115,000 Katholiken gegen rund 1000 Protestanten und ein Duzend Juden! Man hüte sich, die landschaftliche Ähnlichkeit mit Bünden zu überschätzen, das keinen eigentlichen Mittelpunkt kennt und dessen bedeutende und zahlreiche Seitentäler bequeme Verbindungen mit zwei Nachbarvölkern und vier Nachbarantonen bieten! Das Wallis kennt nur ein Haupttal und eine Bahnlinie. Unter seinen Pässen sind nur zwei größere Verkehrsstraßen, und nur einer ist — mit welchen Schwierigkeiten! — das ganze Jahr benutzbar. Die Nachbarschaft von Bern, Uri, dem Tessin und Frankreich läßt es ziemlich unberührt; nur mit der Waadt und Italien besteht ein regerer Verkehr an der West- und Ostseite des Landes. Hohe Bergmauern schließen im Norden und Süden das Haupttal ab, und die Seitentäler bilden kleine Länder für sich mit eigenen Traditionen und besondern Berufen.

Daß im Wallis noch viel unter und über der Erde zu entdecken ist, bezweifelt niemand; aber eine planvolle, kulturhistorische Forschung mit größern Mitteln kann der Staat doch erst dann unternehmen, wenn der materielle Wohlstand der gegenwärtigen Generation ein Mindestmaß erreicht hat, von dem er noch ziemlich weit entfernt ist. Der Lebende hat recht, und die Sorge um das tägliche Brot und das körperliche Wohlbefinden geht über alle wissenschaftlichen Notwendigkeiten.

So kommt es, daß bisher die Volkskunde im Wallis entweder ganz darniederlag oder nur von kleinen Gesellschaften und von privater Seite gepflegt wurde. Und zwar waren es zunächst Bürger anderer Kantone, die sich an diese Arbeit wagten.

Dr. F. G. Stebler in Zürich ist wahrscheinlich der beste Kenner des Oberwallis, den wir besitzen. René Moraz hat in seinem ersten Drama, der „Quatembernacht“, und in zahlreichen Aufsätzen die Früchte seines intimen Verkehrs mit den Gomsälern niedergelegt. Die pseudonyme Mario (Marie Trolliet), eine Waadtländerin, hat das Leben mit den Wallisern nicht nur zur Katholikin, sondern auch zur Schriftstellerin gemacht. Ihre beiden Bücher, *Un vieux Pays* (Lausanne, Payot) und *Le Génie des Alpes valaisannes* (ebenda) waren bisher die einzige belletristische Quelle, die auch vom Standpunkt der Volkskunde von Wert war. Denn an Walliser Romanen, die ohne den Anspruch volkspсихологischer Graftheit auftraten, hat es nie gefehlt: ich nenne nur J. C. Heers vielgelesenes Meisterwerk „An heiligen Wassern“, das als Roman ebenso gelungen ist, wie es als Sittenschilderung aus dem Wallis verfehlt genannt werden muß.

Während das deutsche Oberwallis noch immer seines Dichters harret, der seinem Hoffen und Wünschen, seinem Sein und Werden Worte verleihe, hat das französische Unterwallis in Louis Courthion aus dem Vagnestäl (Station Martinach) nicht nur seinen Erzähler, sondern auch seinen Soziologen gefunden. Bis heute verdanken wir vier Bände seiner Feder. Die *Veillées des Mayens* (Genf, Eggimann, von Henry van Mupden illustriert) bieten eine wertvolle Nacherzählung von legendarischen Walliser Ueberlieferungen*), ähnlich wie Alfred Cérésolle, wenn auch in größerem Maßstabe, die *Légendes des Alpes vaudoises* (Payot) einem weitem Publikum zugänglich gemacht hat. Wenige Jahre später, in seinen *Scènes valaisannes* (Payot 1900) stand Courthion als Erzähler zum ersten Mal auf eigenen Füßen, und in einer neuen, vom Verleger A. Jullien in Genf sehr hübsch ausgestatteten Sammlung *Contes valaisans* setzte er diese Tradition mit Glück und Erfolg fort. — Philippe Monnier sagte gelegentlich dieses letzten Buches in seiner liebenswürdig-boshafte Weise: „Am meisten interessant an Courthion ist der Umstand, daß er aus dem Wallis kommt“. Dazu kann er nun freilich nichts, und wenn damit gesagt sein soll, daß ihm weitere Verdienste zukommen, tut man ihm unrecht. Aber es muß gesagt werden, daß Courthion bis jetzt noch kein großer Schriftsteller ist. Bekanntlich ist das Wallis der einzige welsche Kanton,

in dem der Dialekt vorherrscht. Ein Walliser Schriftsteller befindet sich also genau in der Lage eines deutsch-schweizerischen. Er muß sich erst seine Schriftsprache erobern, die ersten Versuche sind schwerfällig, und der Kampf gegen die Satzungeheuer und gegen die Inkorrektheiten wird eben nicht immer energisch genug geführt. Dafür hat Courthion aber auch unschätzbare Vorzüge. Einen flüssigen Stil und die Kunst plastischer Schilderung kann man zur Not durch Übung sich aneignen. Was man aber nicht erwerben kann, besitzt Courthion in hohem Maße: intimste Kenntnis von Land und Leuten; die Möglichkeit, ungehindert als einer der Ihren mit ihnen zu verkehren; reiche, in dreißigjährigem Zusammenleben mit den Wallisern erworbene Schätze von Beobachtungen und Erfahrungen; einen scharfen Blick für die geheimen Triebfedern menschlicher Hand-

*) Die deutsche Sammlung der Walliser Sagen ist leider vergriffen; mit ihrem Neudruck würden Bund und Kanton sich ein großes Verdienst erwerben. Eine lehrwerte Anthologie von welschwalliser Dichtkunst gab Nationalrat Biolley kürzlich heraus (*Les Poètes du Valais romand*, Lausanne, Couchoud). Auch an Thomas Platters Selbstbiographie sei bei dieser Aufzählung von Walliser Literaturdenkmälern hier erinnert.



Louis Courthion,

Verfasser des Buches: „Le Peuple du Valais“,
im Alter von dreißig Jahren.

II.



Taeschberg im Zermattental. Nach Zeichnung von Charlotte Weiß, Basel.

lungen und für so manches, was nicht an der Oberfläche liegt und — ebendarum vielleicht — von größter Bedeutung ist. Genug, man kann aus seinen drei Erzählungsbänden über die Psychologie des Wallisers sich aufs vollkommenste und genaueste unterrichten.

Mit Recht hat Courthion begriffen, daß er als Schriftsteller durch seine Abstammung einen bestimmten Weg zu gehen hat, daß es Torheit wäre, das Kapital, das ihm als Walliser in die Wiege gelegt wurde, unbenutzt zu lassen, und so hat er denn sein Thema auch wissenschaftlich angepaßt und den Novellenbänden eine soziologische Studie über *Le Peuple du Valais* (Genf, Zolli) folgen lassen, die den verdienten Erfolg gefunden hat. Das gegenwärtig leider vergriffene Buch soll in absehbarer Zeit in einer veränderten Auflage erscheinen, der die sehr erwünschte deutsche Uebersetzung auf dem Fuße folgen wird. Inzwischen interessiert es vielleicht unsere Leser, aus dem schwer zugänglichen Buche dies und das zu erfahren. Wir verweisen auch auf den *Grand Guide du Valais* von Jules Monod (Genf, Georg, 376 S.), der keineswegs eine Hotelreflektant ist, sondern in ausführlicher Schilderung über die Täler und Dörfer, die Touren, Denkmäler, Legenden, Flora und Fauna knapp, aber vollständig unterrichtet.

In zehn Kapiteln versucht Courthion seinem Gegenstande gerecht zu werden: Beschaffenheit des Landes, Arbeitsbedingungen, Verteilung des Eigentums, Bestand der Familie, das häusliche Leben, Handel und Gewerbe, geistige Kultur, öffentliches Leben, Ausbreitung und Beziehungen der Rasse, Geschichte der Rasse. Man hätte diese Einteilung einfacher und logischer gewünscht, zumal sie noch durch viele Unterteilungen kompliziert wird. Für die Zwecke unserer Zusammenfassung genügt jedenfalls eine Gruppierung unter zwei oder drei Gesichtspunkte vollständig, und wir begnügen uns mit einem kurzen Blick auf die Berufsarbeit, das häusliche und das geistige Leben.

Der Beruf ist in jeder primitiven Kultur etwas Gegebenes. Wir Städter ohne Grundeigentum und meist auch ohne Hausbesitz zerbrechen uns den Kopf darüber, was wir wohl anfangen können, um unsere wirkliche oder vermeintliche Begabung in nutzbringender Weise zur Geltung zu bringen. Der Landmann wächst in seinen Beruf hinein und würde Erstaunen und Enttäuschung erregen, wollte er sich den natürlichen Arbeitspflichten entziehen, die ihm das väterliche Beispiel und das Familienerbe auferlegen. Viehzucht, Ackerbau, Weinbau sind die drei Hauptbeschäftigungen des Wallisers. Er ist von seinem Besitz und noch mehr von seinem Boden vollständig abhängig und Hippolyte Taine hätte für seine Hypothese von dem Einfluß des Milieus und Klimas, der Beschäftigung und Bodenbeschaffenheit auf den Charakter eines Volkes kein besseres Beispiel wählen können als das Wallis. Das umsomehr, als hier, auf fünftausend Quadratkilometer zusammengedrängt, eine Mannigfaltigkeit der Bodenkultur und eine genau entsprechende Verschiedenheit des Volkscharakters sich findet, die anderwärts schwerlich anzutreffen ist.

So ist es eine notorische Tatsache, daß die Bewohner des Val d'Iliez von den übrigen welschen Unterwallisern sich stark unterscheiden. Hier allein findet man einen großen Menschenschlag, schöne blonde und blauäugige Frauen und das große Vieh der Freiburger Rasse, das von den kleinen Kühen der Walliser Gères-Rasse total verschieden ist. Die Erklärung liegt nahe: das Val d'Iliez erfreut sich besonderer klimatischer Verhältnisse. Nach Westen von niedrigen, nach Osten von hohen Bergen umsäumt, hält es die Wolken fest und zieht den Regen an. Die starke Bewässerung läßt seine Weiden gedeihen und nährt mühelos das Vieh einer edlern Rasse. Der Boden kann des Pfluges und jeder künstlichen Verbesserung entbehren. Ohne den Rücken zu krümmen, schneidet der Landmann, wo er nicht geizt hat. Auf die Verbesserung der Viehzucht verwendet er alle Kraft und Zeit; kein Wunder also, daß er wohlhabender und lebenskräftiger, gesunder und schöner ist als die Walliser in anderen Bezirken. Besonders die Frauen nehmen hier eine höhere soziale Stellung ein. Sie übernehmen im Sommer fast ausschließlich die Versorgung des Viehs auf der Gemeindealp in dem ihnen eigenen Kostüm*); dicke,

*) Die Trachten sind in dem sonst so konservativen Wallis fast ganz verschwunden, wohl aus Sparamkeitsgründen; das Bagnes- und Illiezal, die Gegend von Groland und Oberwallis haben noch Spuren davon erhalten.

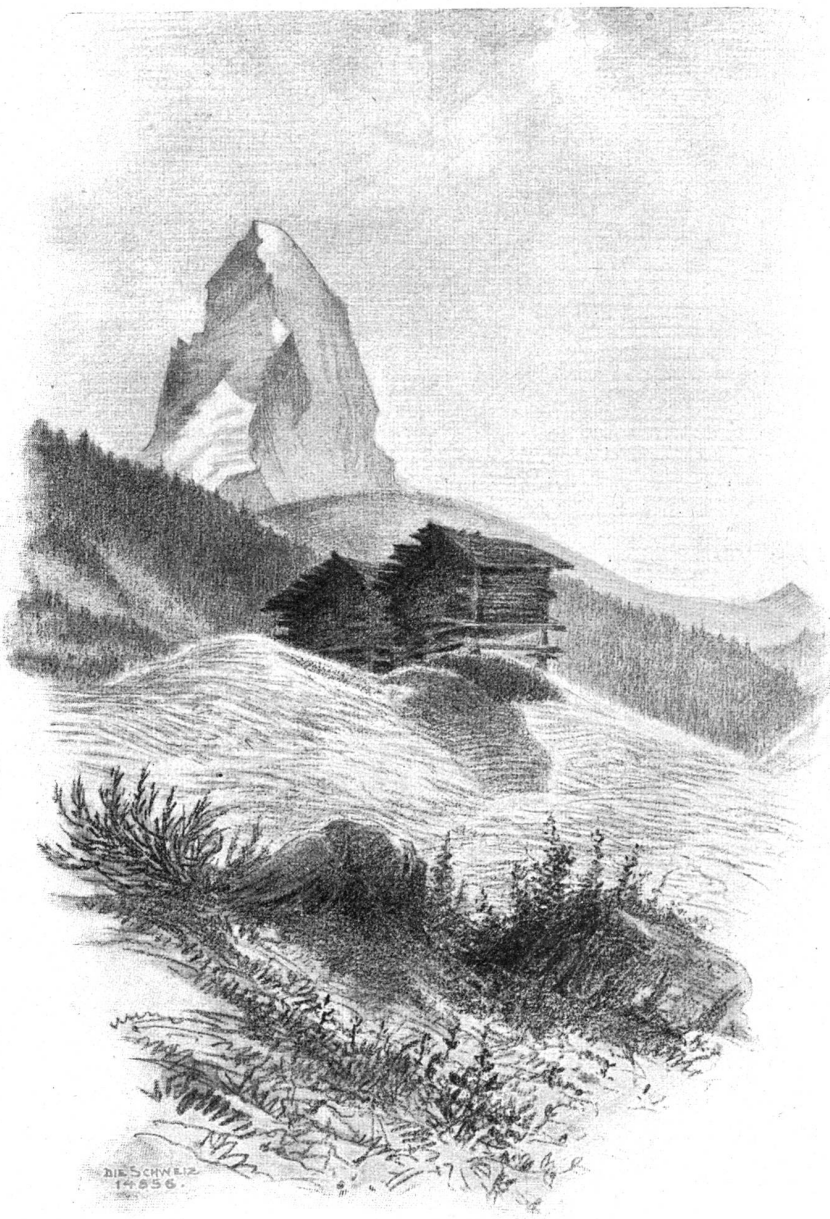
wohl anschließende Tuchhosen und ein rotes Tuch, das auf der einen Seite zu einem kunstvollen Knoten geschlungen ist (Abb. S. 350). Diese Selbständigkeit der Frauen hat eine eigentümliche und doch natürliche Folge: ihres Wertes bewußt, glauben sie des Mannes weniger als andere zu bedürfen, und Hochzeiten und Kindersegen sind im Allietal ein seltenes Ding. Die Männer ihrerseits nähern sich durch ihre Indolenz und ihre Bescheidenheit ein wenig dem benachbarten Waadtländer Typus. Sie sind weit weniger arbeitsam und ausdauernd, „schaffig“ und widerstandsfähig als die übrigen Walliser. So zeigen sie auch eine Vorliebe für die bescheidenen Berufe des Landjägers und päpstlichen Gardisten.

Am meisten Verwandtschaft weisen diese westlichen Walliser mit ihren östlichen Kantonsgenossen, den Goms- und Sittschentälern auf, von denen sie sprachlich und geographisch doch getrennt sind. Die klimatische Verwandtschaft siegt über die geographische und ethnographische Verschiedenheit. Auch hier herrscht größerer Wohlstand, finden sich schönes Vieh und wohlgebaute Menschen. Der Kampf mit der Natur ist weniger hart; bei bescheidenem Mühen gewährt sie dem Fleißigen mehr. Dazu haben die genannten Gegenden, besonders das Gomsfental, den starken Fremden- und Durchgangsverkehr, der ihnen außer dem Goldsegen auch manche Anregung bietet. Der beste Beweis dafür ist der Widerstand, den sie der geplanten und wohl auch unvermeidlichen Furkabahn entgegensetzen, die ihren starken Wagenverkehr lahmlegen und den Touristen zu schnell über ihre Grenzen befördern wird.

Zwischen diesen Grenzwallisern haust die von ihnen ein wenig mit Achselzucken beurteilte Bevölkerung des Rhonetals und seiner sechs großen Seitentäler: Entremont-, Vagney, Hérens-Héremance, Ginfisch, Nicolai- und Saastal auf dem linken Rhoneufer und das Leuker- und Sittschental auf der rechten Seite. Hier interessieren uns zunächst die Nomaden des Ginfischtales (Val d'Anniviers). Schon Anfang März, wenn nicht noch früher ziehen seine Bewohner in corpore nach Siders hinunter, um die Erde ihrer Weinberge aufzulockern und umzugraben. Niemand bleibt im Dorfe. Greise und Säuglinge, Kühe und Kälber, Schweine und Ziegen, alles steigt in langem Zuge, von Lehrer und Pfarrer begleitet, auf drei Wochen hinunter. Ein regelmäßiger Wachterdienst wird organisiert: an jedem Tag steigen zwei Mann hinauf, der abgelösten Patrouille unterwegs begnend. Dazu gehört allerdings, daß die Talbewohner in der Ebene Wiesen und Wohnplätze besitzen, die freilich zum Unterhalt von Mensch und Tier an Schutz und Nahrung nur das Nötigste bieten. Zur Charwoche zieht die Bevölkerung wieder hinauf, um im Juli das Beschneiden der Weinstöcke und im September — zwei Wochen vor den Waadtländern — das Schneiden und Keltern zu besorgen. Oben ruft dann wieder neue Arbeit. Das Düngen der Wiesen, das Segen der Kartoffeln, das Bepflanzen des Gemüsegartens nimmt sie ganz in Anspruch. Im Juni wird von den Männern das Heu gemacht, während Weizen, Korn und Roggen allein von den Frauen geschnitten und bündelweise auf dem Rücken heimgetragen wird. Nun heißt es auf halber Höhe das Heu besorgen, das

in den kleinen Schobern bis zum Winter bleibt und dann auf Schlitten in rasender Fahrt zu Tal geschafft wird.

So vergeht das Jahr in wechselnder Arbeit. Vieh, Weide und Weinberg liefern alles zum Unterhalt Nötige, und für den Nutzen der städtischen Berufe, für Ausfuhr und Einfuhr fehlt den Ginfischtalern jedes Organ. — Sind auch die Bewohner anderer Täler weit weniger nomadenhaft, so besitzen sie doch fast alle im Rhonetal ein wenig Weinland. Von Hérens ziehen sie nach Sitten, von Liddes und Drifères nach Fully, von Nendaz nach Vétroz zur Bestellung dieses kleinen Besizes. — Am bequemsten haben es noch die Bewohner des großen Haupttals. Acker und Vieh besitzen sie zwar in bescheidenem Maßstabe und treiben auch wohl einige Feldarbeit oberhalb ihres meist hart am Fuße des Berges und weit vom Fluße weggelegenen Dorfes; aber die Hauptsache ist ihnen die in großem Stile betriebene Weinkultur. Wie bekannt verfügt das Wallis über das trockenste, sonnigste und heißeste Klima der Schweiz, mit dem selbst das Tessin kaum rivalisieren kann. Bei unvergleichlich geringerer Pflanzung ist das Weinland von Krankheiten weit seltener heimgesucht als irgendwo anders. Verstehe es der Walliser mit seinem „Dôle“ und seinem „Johannisberger“ einen schwunghaften Exporthandel zu betreiben, so würde es ihm



Bei Zermatt. Nach Zeichnung von Charlotte Weiß, Basel.

balb gelingen, alle andern Weine der Schweiz zu schlagen. — Im allgemeinen ist der Walliser des Rhonetals der uninteressanteste Typus des Volkes. Sind auch die Zeiten vorbei, wo man ein Duzend Crétins, rhachitischer Kinder und krops-behafteter Weiber auf dem Mauerrande sitzen sah, so übt doch das südlich-heiße und zum Teil immer noch dumpfige Klima auch heute noch seinen lähmenden Einfluß auf das Tun und Treiben der Talbewohner aus. Wenn ihn der Weinbau nicht in Anspruch nimmt, sitzt er, seine Pfeife schmauchend, vor der Haustür oder steht in Gruppen gemächlich diskutierend auf den Plätzen seiner Dörfer. Die wöchentlichen, kleinen und großen Märkte im Nachbarklecken üben auf ihn auch dann eine unwiderstehliche Anziehungskraft, wenn er durchaus nichts dort zu suchen hat. Flugs spannt er am Morgen seine Stute ein, die fast ausschließlich seinen Spazierfahrten dient, beschaut sich den Markt, unterhält sich mit jedem — von der Wortfargeit des Vergwallisers ist er weit entfernt — leert eine Flasche nach der andern, ohne zu zahlen, und deckt im Herbst seine Schuld mit dem Ertrag seines Weinbergs, da er über bares Geld (hierin sind sich alle Walliser gleich!) nicht verfügt. Sein Vieh weidet, mehr oder weniger bewacht, in der Ebene beim Wasser. Die Eindämmungsarbeiten haben große Fortschritte gemacht und große Landesstrecken der Kultur gewonnen, sodaß das unproduktive Terrain des Wallis von fünfundfiebzig auf fünfzig Prozent gesunken ist. Aber sehr viel ist hier noch zu tun, und der törichte Widerstand, den der Walliser allen Neuerungen entgegenbringt, erschwert ungemein die Ausnutzung der reichen Naturkräfte des Landes.

Spiele das Pferd noch eine gewisse Rolle in der Ebene, fühlt es sich wohl in der Freiheit des unkultivierten Uferlandes bei den bescheidenen Anforderungen, die der Besitzer an seine Leistungskraft stellt, so ist seine Bedeutung in den Seitentälern weit geringer. Es ist zu wenig ausdauernd bei der schweren, ihm zugemuteten Arbeit und zu lebhaft und erregbar für eine von Gefahren aller Art ständig bedrohte Gebirgsgegend. Das Maultier ist das ideale Geschöpf für das Leben des Wallisers. Zum Reiten, Ziehen und Fahren gleich willig, zuweilen störrisch, aber immer sicher und ruhig, ist der gut gehaltene Maulesel ein unschätzbbares Tier, das so teuer wie ein Pferd bezahlt wird und mehr als dieses leistet. Wer einmal mit der St. Bernhardpost talwärts gefahren ist oder dem mit den hundert reglementären Kilo beladenen Postmaulesel begegnete, weiß, was dieser wertvolle Viehführer im Laufen und Tragen leistet. Seine Vorzüge und Fehler in der Bündner und Walliser Gebirgsbatterie sind ebenfalls bekannt. Von den 2700 Maultieren der Schweiz gehören 2000 den Wallisern! — Nicht als ob dieser Langohr dort besonders gut gepflegt würde und von harter Arbeit verschont bliebe! Seine Nahrung besteht in Heu und Wasser, und im Winter wird er vollends vor die Tür gesetzt und einem waadtländischen Nachbarn in Pension gegeben, der ihn zum Erjag für sein bißchen Futter — en échange nennt man das gleiche System in den Mädchenpensionaten — seinerseits gehörig ausnützt. Er muß zudem einen guten Wagen haben; denn es kommt vor, daß sechs arme Familien sich zu gemeinsamem Besitz des kostbaren Lasttiers zusammenfanden und dieses wie ein Waisenkind jeden Tag an einem andern Tisch essen und auf einem andern Acker arbeiten muß. Ein „Maul-eselstag“, bemerkt Courtbion geistreich, ist für solche Familien, was der Empfangstag für eine Weltkame ist.

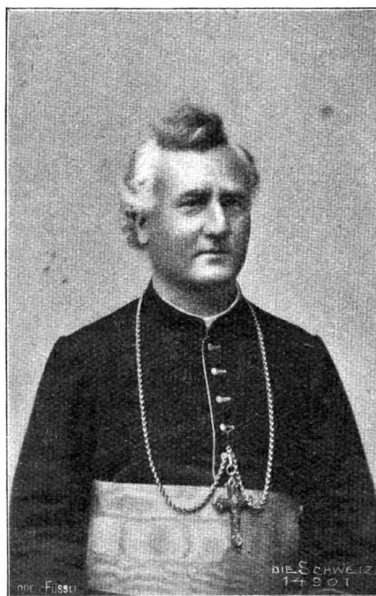
Der kleine Gjel, das Grantier, dem man in Savoyen so oft begegnet, gilt im Wallis für das Kennzeichen eines armen Teufels. Das übrige Kleinvieh* spielt nur eine bescheidene Rolle. Schafe, Ziegen und Schweine weiden mit

den Kühen als Äquivalent für das Weiderecht eines Besitzers, der keine Kuh hat, oder werden von Zuben an besonders mageren und unzugänglichen Orten besonders überwacht oder endlich, wie im Saastal, im Frühling losgelassen, um im Herbst, oft mit halsbrechender Mühe, wieder eingefangen zu werden. Die Ziegen müssen in manchen Gegenden mit ihrer Milch die auf den Höhen weidenden Kühe erlügen und werden täglich in der bekannten Weise von dem blasenden Hirten ausgeführt und heimgebracht. Ein kantonales Gesetz verbietet einem Haushalt den Besitz von mehr als zweien dieser Tiere: man hofft durch diese Beschränkung die jungen Tannenpflanzungen zu schonen. Nur ist zu fürchten, daß die fünfzig- oder hundertmal zwei Ziegen eines Dorfes sich so wenig um den Zweck des Gesetzes kehren, wie die jungen Burken, denen die gleiche Regierung heute noch das Rauchen vor dem zwanzigsten Jahre verbietet. Es ließen sich solcher juristischer Kuriosa noch mancherlei nennen, und die Hochachtung der wie ein Mann gegen die eidgenössische Strafrechtseinheit stimmenden Walliser für ihr altes heimisches Gesetzbuch hatte etwas Kührendes.

Die wilde Fauna des Wallis bietet kein sonderliches Interesse mehr. Hirche, Stein- und Rehböcke, Varen und Viber sind verschwunden, Fischotter und Gemsen denken an den Rückzug. Raubvögel und Schlangen, Füchse, Dachse, Luchse und Murmeltiere sind dagegen noch ebenso häufig als anberwärts.

Das ganze Interesse des Wallisers, seine Furcht und Hoffnung, sein Reichtum und seine Arbeit dreht sich um die Reproduktion, die Verpflegung und Verwertung der Kuh. Wir haben schon, daß die eingeborene Rasse durch ihre Kleinheit auffällt, eine Beobachtung, die jeder leicht auf der Gemmi machen kann, wo bernische und walliser Kühe zusammenweiden. Wie es scheint, ist dieses Resultat mit Absicht durch vorzeitige Befruchtung erreicht worden. Die Walliser Kuh weidet auf steilen, oft über zweitausend Meter hohen, steinigten und mageren Plätzen. Es kommt also darauf an, sie möglichst leicht und gewandt in ihren Bewegungen, möglichst bescheiden in ihren Ansprüchen zu erhalten. Diese ihre besondere Lebensart hat sie dazu noch außerordentlich kampflustig und temperamentvoll gemacht. Die Kuchkämpfe in den Walliser Alpen am Peter und Paulstag (29. Juni) bei ihrem ersten Wiedersehen zu gemeinamer zweimonatlicher Sommerfrische sind bekannt*). Die Hirten ermutigen sie sogar zu dem gefährlichen Spiel, das manchmal ein Horn kostet, und es fehlt nicht an Neugierigen aus dem Tal und an berufsmäßigen Wettlustigen. Die Siegerin wird als „Königin“ begrüßt und geschmückt. Für das laufende Jahr genießt sie alle materiellen und moralischen Vorteile einer solchen, und sie verliert ihr Prestige erst im nächsten Sommer, wenn sie mit der als noch stärker vermuteten Gegnerin — ganz buchstäblich — „konfrontiert“ wird und unterliegt. Ihr Ruhm und ihre Niederlage fallen auf den Besitzer zurück, der sich übrigens mit diesem indirekten Steigen und Fallen seines Ansehens keineswegs begnügt, sondern — meist im Frühjahr bei seiner Begegnung mit den Talbewohnern während der Weinbergsarbeit — seinerseits das Pendant zu diesem Ringkampf mit Fäusten und Armen im Ernst (en rage) und Scherz (en niaise) regelmäßig liefert. Von seinen Erfolgen hängt wiederum das Ansehen seiner Familie, seines Clans, seines Weilers und seiner Gemeinde ab.

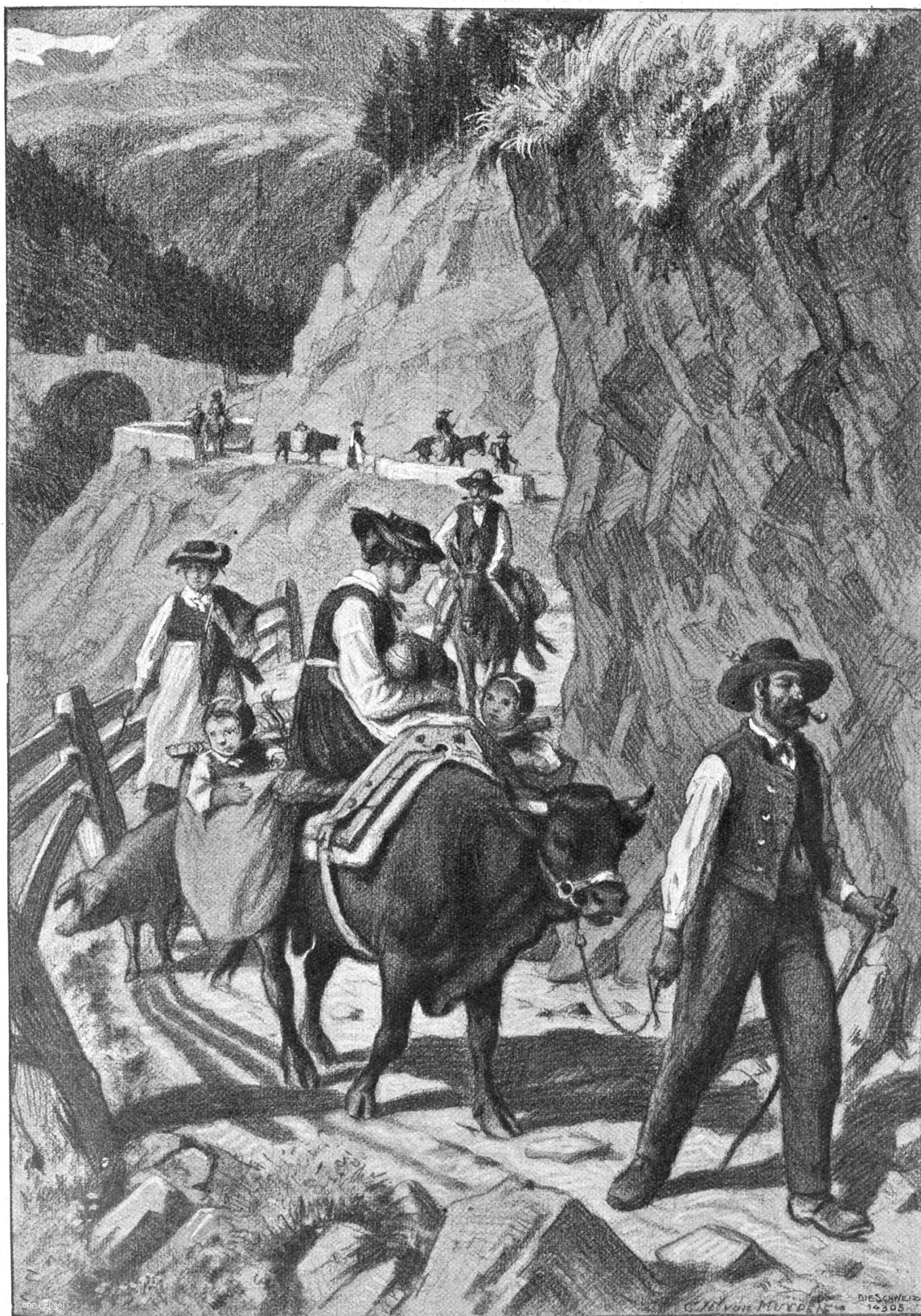
Wir können im einzelnen das Leben des Walliser Hirten nicht weiter verfolgen und sind auf kurze Anmerkungen beschränkt. Nach der einen Monat dauernden Liebergangsperiode auf der Boralp beziehen die Hirten die Hochalpe Ende Juni. Hier unterstehen oft mehrere hundert Kühe der Obhut von zehn oder zwölf Hirten, die in dem sogenannten Fruittier ihren Meister sehen. Der Besitzer jeder Kuh liefert das nötige Brennholz und übernimmt seinen Anteil an der Befruchtung der Hirten. Diese leben von Kartoffeln, dem berühmten Walliser Brot, das, eins oder zweimal jährlich gebacken, mit dem Hammer



Jules-Maurice Abbet, Bischof von Sitten.

*) Die echten Bernhardinerhunde sind im Aussterben begriffen. Das Kloster hat ihrer noch ein halbes Duzend, die sog. „Kantine“, zwei Stunden tiefer im Tal, verkauft jährlich ebensoviel. Der Preis für die durch Kreuzungen kleiner gewordenen Exemplare schwankt zwischen hundertfünfzig und sechshundert Franken.

*) In einer folgenden Nummer gedenken wir in Wort und Bild auf diesen „Combat des Vaches“ zurückzukommen. M. d. R.



Im Wallis. Nach Zeichnung von Henry van Muyden, Genf.



Pont des Moulins und Bäuerin von Champéry im Val d'Aïlle (f. S. 346f.).

zerschlagen werden muß, und dem sogenannten sérac (seré, sérét), einem harten, weißgewordenen Siebkäse ohne Fettgehalt. Gefalzenes Fleisch, Wein und andere Luxusgegenstände findet man im Wallis selten auf der Alp, selbst der fertige Käse wird von den Hirten nur in ganz besondern Fällen zu eigenem Gebrauch verwendet. Der Butterertrag des Tages wird auf den Ballen von gestern gedrückt, bis die Masse ein Gewicht erreicht hat, das den Transport ins Tal lohnt. — Auch die Wohnungsverhältnisse der Walliser Hirten in den Hochalpen sind die denkbar dürrigsten. Das Dach besteht aus unbehaunten Schieferstücken, zwischen denen der Rauch sich einen Ausweg sucht. Ein großer Kessel, eine Käsepresse, ein Abtropfbrett, ein paar Tannenflöße zum Sitzen, ein großer Feuerraum — das ist alles! Die Hauswand besteht aus einem rohen Steingefüge ohne Mörtel mit großen Luftlöchern; das Dach sitzt nur an den vier Ecken fest auf. Oft fehlt es sogar an einem Stall für das Vieh, das sich bei den Unbilden der Witterung selbst schütten muß, so gut es kann. Die Hirten können dann natürlich ihr Vieh im Freien nicht im Stich lassen und graben sich mit Steinen überwölbte Höhlen, in die sie auf dem Bauche hineinkriechen. Mit Moos und Rasen, Heu und Decken ausgestopft, kann man es zur Not darin aushalten. Wie ganz anders liegen die Dinge schon im benachbarten Waadtland und in allen übrigen Kantonen! Als ich einen Sennen dieser letztern auf diesen Unterschied aufmerksam machte, bemerkte er verächtlich: „Das Wallis? Davon spricht man gar nicht!“

III.

Unmöglich lassen sich die andern Kapitel des Courthionschen Buches mit gleicher Ausführlichkeit hier besprechen; ein paar

Schlußbemerkungen müssen genügen. Der Wert und die Rolle des Geldes sind noch kaum bekannt. Was man hat, bleibt im Strumpf; Anlagen und Spekulationen scheinen dem Walliser allzu gefährliche Dinge. Was man braucht, wird womöglich noch durch Tausch erlangt oder durch kluge Heiraten zustande gebracht. Der Gedanke, eine fünfzig Kilometer entfernte, winzige Weinbergparzelle zu verkaufen, will ihm nicht einleuchten: man sähe in solch einem Verfahren den sichern Ruin einer Familie, ein unfehlbares Symptom, daß es bergab mit ihr gehe. Es ist dem Walliser immer bedenklich, ein Stück Land, selbst für hohen Preis, an Fremde aus den Händen zu geben. Ich erinnere mich auch folgenden Falles. Eine „ausländische“ Chaletbesitzerin — eine Genferin nämlich — wünschte zur Abrundung ihres kleinen Gebietes noch einige Quadratmeter Landes zu erwerben. Der Besitzer mochte nicht abschlagen, konnte aber eine Zusage mit seinem Gewissen ebenso wenig verantworten. Ueber Nacht zwingt er seinen Bruder, ihm das Stückchen Land abzukaufen, und erklärt dann am nächsten Morgen, er habe seinem Bruder den Wunsch nicht abschlagen können! So blieb doch das Gut in der Familie. — Eine andere Gemeinde erließ eine Verfügung, wonach Gemeindefland an Fremde nicht mehr abgegeben werden dürfe. Das Entgegenkommen gegen den Touristen und Sommerfrischler macht sofort dem Mißtrauen Platz, wenn er den Wunsch ausspricht, Gebiet zu erwerben und in Gemeindefachen mitzureden. Die Gemeinde ist für den Walliser, wenigstens im Westen, schon ein schwer faßbares Abstraktum; was aber im Kanton oder gar in der Eidgenossenschaft geschieht, läßt ihn ziemlich gleichgültig. Der Weiler und im Weiler wiederum der Clan, die Vetter und Basen gleichen Namens, bilden das Zentrum der Politik, und eine Gemeindevahl ist ein Weltereignis, während eine kantonale oder eidgenössische Wahl niemand aufregt. In der Tat sind die Walliser Gemeinden selbständiger als anderswo, und im Unterwallis von respektablem Umfang: ein Gemeindegebiet von zwanzig bis dreißig Quadratkilometern, auf dem sich ein Duzend Weiler befinden, die im Oberwallis ebensovielen Gemeinden bilden würden, ist nichts Seltenes. Um der Zerstücklung des Grundbesitzes vorzubeugen, verzichten oft jüngere Söhne auf die Heirat mit der Absicht, das keineswegs gesetzlich geregelte Majorat des Ältern intakt zu erhalten*). Gleichwohl kommt es vor, daß der fortwährende Tausch und die endlose Unterteilung schließlich etwa dazu führt, daß das vierte Kind eines Bauern „einen Kuhfuß“ erbt, d. h. das Recht hat, das Viertel einer Kuh auf der Gemeindeviese zu weiden! Es begreift sich, daß diese fortwährenden Erbschaften und Tauschverhandlungen ohne Rechtsbeistand nicht vor sich gehen können. So ist das Wallis das gelobte Land der Notare und der Prozesse. Zeit, Geld und Kraft werden hier maßlos vergeudet, und der edle Beruf eines „Gurials“ — es gibt allein in dem sechstausend Einwohner zählenden Sitten sechzig Notare! — hat einzig den Vorteil davon. Gleichwohl erfreut sich die dortige juristische Fakultät, deren Griftenz unsern Lesern wohl unbekannt sein dürfte, nur geringen Zuspruchs. Siebzig Jahre lang wurde sie von ein und demselben Professor mit einer Durchschnittszahl von drei Studenten geleitet!**)

Neben dem Politiker und dem Notar erfreut sich unter den liberalen Berufen nur noch der des Geistlichen eines gewissen Ansehens. Die geschichtlichen Gegenätze zwischen Ober- und Unterwallis sind hier noch deutlich erkennbar. Der Bischofssitz wurde den Oberwallisern im Jahre 1875 entrissen und verblieb auch bei der Neuwahl von 1895 dem welschen Element, das in dem Vordringen seiner Sprache und Kultur eine Art Macho an den Herrn von ehemals erblickt. Die Richtung des Sittener Bischofs entspricht schlecht dem liberalen Geiste des Oberwalliser Klerus, der aus dem Sittener Seminar hervorgeht, während die Priester des Unterwallis zumeist in den Klöstern vom Bernhard und von St. Maurice herangebildet werden. Da sie die Interessen ihres Ordens vertreten, kommen für sie die Interessen

*) Die Solidarität des Wallisers ist eine seiner trefflichsten Eigenschaften: völlige Verarmung und Bankrott werden fast immer von der Verwandtschaft verhindert, und die eidgenössischen Betreibungsämter in den Walliser Bezirkshauptorten haben gute Tage!

**) Diese Rechtsschule hat man denn auch neuerdings eingehen lassen. A. d. R.

der Kirchgemeinde erst in zweiter Linie in Betracht, und so haben sie zur Bildung einer immer stärker werdenden klerikalen Opposition im Wallis (man denke nur an den jüngsten Hexenprozeß in Salvan, die Preß- und Begräbnisstandale usw.) mehr beigetragen als der Weltklerus des deutschen Kantonssteiles. Wohl nirgends in der Schweiz hat die Geistlichkeit der Kantonsregierung gegenüber so völlig freie Hand wie im Wallis. Das zeigt sich nicht zum wenigsten in ihrer völligen Beherrschung der Schulen, die zumal auf der obern Stufe und in den Mädchenklassen keineswegs auf der Höhe der Zeit stehen und eine weitere Befreiung vom klerikalen Einfluß dringend benötigen. Ohne die Bundesgewalt, die den leise sich einschleichenden Kongregationen und der Intoleranz gewisser reaktionärer Elemente gelegentlich energigehenden Widerstand leistet, wäre auch hier vieles noch anders, als es ist.

Denn auch im Wallis klopft die neue Zeit an die Tore. Blühende Fabriken entstehen im Rhonetal und veranlassen die Dorfbewohner zur Pflege neuer Kulturen. Hotels werden gebaut, und Fremde lassen sich nieder. In einem Jahre schon fahren die Schnellzüge von Paris durch den Simplon; die

Bahn nach Chamoniß wird eröffnet, und neue Bauprojekte gehen ihrer Verwirklichung entgegen. Die Primarlehrer bringen auf Verbesserung ihres Loses und sind es endlich müde, als Führer und Kellner sich in den Sommermonaten zu verbinden und so nach italienischem Muster „die staatliche Erlaubnis zum Betteln“ zu erhalten. Die Auswanderer, die als Kellner, Lastträger und Totengräber in Frankreich und über dem Meer ihr Brot verdient haben, kehren heim mit neuen Gedanken und neuen Plänen. Die Eindämmung der Bäche, die Vermehrung und Verbesserung der Verkehrsstraßen eröffnen neue Arbeitsgebiete und neue Aussichten auf Wohlstand und gedeihliches Fortkommen. Die alten patriarchalischen Gemeinschaften lösen sich auf, die hygieinischen Verhältnisse bessern sich. Moderne Ideen bringen ein und öffnen dem Walliser die Augen über die beste Ausnützung der reichen Schätze seines Landes. „Das Alte stürzt“ — viel kostbares und verehrungswürdiges Gut geht mit ihm zu Grab. Aber „es blüht auch neues Leben aus den Ruinen“, und es wäre ein schweres Unrecht, die Errungenschaften der neuen Zeit zu verkennen und ihrem Siegeszuge Halt zu gebieten. Dr. Ed. Plachhoff-Tejeune, La Tour-de-Peilz.

„Wilhelm Tell“ vor und nach Schiller.

III. Sedaine. — Rossini.

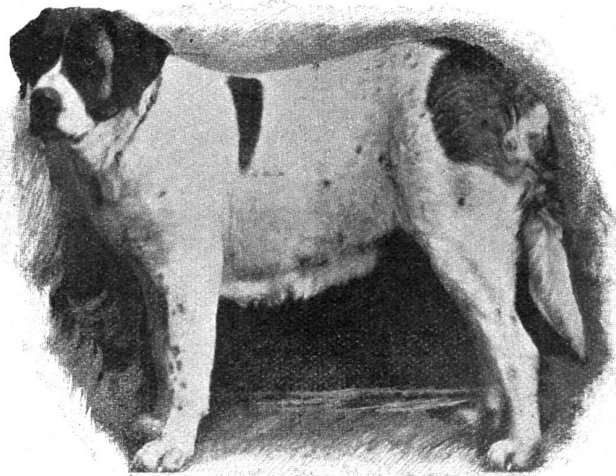
Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Zu derselben Zeit, da Florian in seiner Gefängniszelle den Freiheitshelden besang, wurde auf der Bühne des frühern italienischen Theaters ein anderer „Guillaume Tell“ aufgeführt, ein in Prosa und in Versen geschriebenes dreiaktiges Schauspiel, das den «citoyen» Sedaine zum Verfasser hatte. In den nicht weniger als vierzig Seiten, die La Harpe in seinem «Cours de Littérature» den Werken seines akademischen Kollegen widmet, wird freilich dieses „Tell“ mit keinem Wort Erwähnung getan, und wenn er im „Larousse“ Aufnahme gefunden hat, so verdankt er es nur der Musik, die Grétry dafür geschrieben, für die dieser u. a. auch die von Rousseau in seinem «Dictionnaire de Musique» transkribierte Melodie des Ruhreihens benützt hat. Vom Standpunkt des literarischen Verdienstes und Wertes aus hatte La Harpe gewiß recht, wenn er es unterließ, den „Tell“ Sedaines zu besprechen; da unser Zweck aber ein anderer ist, dürfen wir ihn von der vergleichenden Studie über Werke, die sich auf unsern Nationalhelden beziehen, nicht ausschließen.

Der Text, den wir zur Verfügung hatten, wurde im zweiten Jahr der französischen Republik veröffentlicht; ihm geht eine Widmung an die Manen Lemière voraus, worin Sedaine dem Verfasser der Tragödie „Guillaume Tell“ großes Lob spendet, weil er der erste gewesen sei, der den glücklichen Einfall gehabt habe, eine durch die Geschichte bestätigte Tat zum Thema zu wählen:

«Chantre d'un peuple brave et du généreux Tell,
Ton nom, dans l'avenir, se présente immortel!»

Das Drama Sedaines ist ein durchaus selbständiges und höchst originelles Werk. Der Schauplatz verlegt uns „in eines der Täler der Schweiz“, und die auftretenden Personen sind folgende: Wilhelm Tell, seine Gattin (die durchwegs als „Madame Tell“ erscheint), sein Sohn Wilhelm und seine Tochter Marie; Melchthal, Vater und Sohn; ein alter Mann namens Surlemann; ein Meißender und dessen Frau mit ihrem kleinen Mädchen; ferner „Guesler“, ein Offizier und kaiserliche Soldaten.



Bernhardiner (f. S. 348).

Erster Aufzug.

1. bis 3. Szene. Die Bühne stellt eine schweizerische Gebirgslandschaft bei Sonnenaufgang vor; wir sehen einen jungen Hirten auf einem Felsblock sitzen und hören ihn auf einer gewöhnlichen Flöte den «rhans de vaches» spielen. Dann steigt er hernieder, erklettert einen Alpendornbaum und klopft von dort aus an einen Fensterladen, um seine Schwester Marie zu wecken. Ist es doch der für ihre Hochzeit mit dem jungen Melchthal festgesetzte Tag!

Der Bruder erklärt der Schwester, er wäre ganz untröstlich, wüßte er nicht, daß sie auch künftig in der Nachbarschaft wohnen bleiben soll, und übrigens werden ihre Kinder ja seine Nessen sein. „Oder deine Nichten!“ meint sie. Wilhelm besteht jedoch

darauf, daß sie ihm zuerst einen kleinen Nessen schenken müsse, und da sie nicht sicher ist, daß dies von ihr abhänge, will er selbst die Sache mit ihrem Gatten besprechen, worauf sie entgegnet: «Ne lui dis pas cela; ce serait une bêtise!» Dieses interessante Gespräch wird durch die Ankunft des jungen Melchthal unterbrochen; er setzt ihnen auseinander, warum er so spät komme und erst noch allein: in seiner Eigenschaft als oberste Magistratsperson des Kantons sei sein Vater zum Statthalter Gehlert zitiert worden, um die Steuerfrage zu ordnen. Die Hochzeitsfeier solle dessenungeachtet ihren Anfang nehmen, sagt der Bräutigam, sein Vater werde sich dann in der Kirche zu ihnen gesellen.

4. bis 6. Szene. Frau Tell und ihre Mägde, deren eine „Gotte“ heißt, richten die Tafel für das Hochzeitsfrühstück. Mit der Armbrust in der Hand erscheint zuerst Tell, und nachher wird eine aus vier Personen bestehende Gesellschaft, Mann, Frau und zwei Kinder, die des Wegs kommen, eingeladen, sich ein Weilschen auszuruhen und zu erfrischen. Diese Leute erzählen ihren freundlichen Wirten, sie hätten bereits eine Strecke von ungefähr fünf Wegstunden zurückgelegt, sie kämen aus der Gegend von Zürich, aus „Gspanzel“ (?), welche Ortschaft sie verlassen hätten, weil die Steuern auch gar zu groß geworden seien, und sie wären nun auf dem Weg nach Genf.

7. bis 9. Szene. Den benachbarten Dörfern angehörende